

[WLG]

WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Rassismus in aller Munde

**Über die Rolle der Sprache im Ent- und Bestehen rassistischer
Praktiken**

Sonja Kunz

Sonderdruck aus: *Wiener Linguistische Gazette* (WLG) 88 (2021): 53–60

Themenheft *Sprache und Rassismus*

Hg. v. Mi-Cha Flubacher

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2021

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Christian Bendl, Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner
(Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft)

Kontakt: wlg@univie.ac.at

Homepage: <http://www.wlg.univie.ac.at>

ISSN: 2224-1876

NBN: BI,078,1063

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.
Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.



Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

Rassismus in aller Munde

Über die Rolle der Sprache im Ent- und Bestehen rassistischer Praktiken

Sonja Kunz*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)

Institut für Sprachwissenschaft

Universität Wien

Ausgabe 88 (2021): 53–60

Abstract

This essay aims to offer an argumentation basis to encourage sensitive language use in our fellow humans. I argue that racism and language are inseparably connected for two reasons: First, racist thoughts and attitudes are not only expressed through but also shaped by language practices. Second, the idea of race itself is a discursive construct. Therefore, in order to combat systematic racism, it is essential to use language in a sensitive way and especially avoid expressions with racist connotations. Still, many people continue to use these expressions, claiming that they mean no harm. In this essay, I explain some people's persistent use of racist vocabularies with two psychological theories: the *theory of cognitive dissonance* and *theory of reactance*. Eventually, I discuss possible strategies how to approach people who use racist vocabulary.

Schlagwörter: Angewandte Sprachwissenschaft, Sprachenpolitik, Rassismus, kognitive Dissonanz, Reaktanz

* Sonja Kunz, sonja@kunz.co.at.

Rassismus ist untrennbar mit Sprache verbunden. Nicht nur äußern sich rassistische Gedanken und Ideologien in Sprache, sondern Sprache ist maßgeblich am Entstehen und Bestehen rassistischer Gedanken beteiligt. Erstens bestimmt die Art, wie über Menschen gesprochen wird, mit, wie wir über sie denken und sie behandeln. Zweitens ist die ganze Idee von menschlichen *races* als solche diskursiv, also auch durch Sprache hervorgebracht worden. Dieses Essay ist ein Versuch, eine Argumentationsbasis für all jene zu liefern, die angemessen auf Stammtisch-Aussagen wie die folgenden reagieren wollen:

»Das wird man doch wohl noch sagen dürfen.«

»Das hab ich immer schon so gesagt.«

»Ich meins ja nicht bös, wenn ich [beliebige rassistische Beleidigung hier einfügen] sage.«

Rassismus in aller Munde! Im Jahre 2020 ist er das nicht nur in Form (subtiler) rassistischer Äußerungen, sondern auch in Form von heftigen Diskussionen *über* Rassismus. Am 4. Juni 2020 gingen in Wien 50.000 Menschen auf die Straße, um gegen Rassismus und Polizeigewalt zu demonstrieren und in vielen anderen Ländern überall auf der Welt war es ähnlich. Auslöser war das Video eines 17-jährigen Mädchens, das zeigt, wie der Afroamerikaner George Floyd bei einem Polizeieinsatz Ende Mai 2020 in Minneapolis (USA) von einem weißen Polizisten getötet wird. Dieser Vorfall war der Auslöser, aber Gründe zu protestieren gab und gibt es viele. Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA ist leider keine Ausnahme. Aber den Menschen, die demonstrieren gegangen sind, ging es längst nicht mehr ›nur‹ um diesen letzten grausamen Vorfall, noch ging es ihnen ›nur‹ um die Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA. Vielmehr ging es ihnen darum, uns daran zu erinnern, dass Rassismus und Diskriminierung als soziale und institutionelle Probleme Menschen überall auf der Welt betreffen. Nicht immer äußern sie sich so gewalttätig und tragisch wie im Fall von George Floyds Tod, manchmal können sie auf den ersten Blick sogar nur schwer zu erkennen sein. Oftmals tritt Rassismus im Alltag auf, vielleicht in der Gestalt einer klischeebehafteten Figur in einer Fernsehserie, getarnt als Witz, in einem Straßennamen oder in einem Kinderlied. Eine wesentliche Rolle spielt dabei die Sprache, denn nicht nur gibt sie wieder, wie über Menschen gedacht wird, sondern sie trägt auch zu eben diesem Denken bei. Wer Menschen sprachlich kategorisiert, nimmt diese Kategorisierungen auch gedanklich vor und letztendlich ist zu befürchten, dass Menschen, die über andere als ungleich sprechen und denken, auch dazu bereit sind, diese

ungleich zu behandeln. Sprache drückt somit letztendlich Denkmuster und Handlungstendenzen aus. Vereinfacht gesagt kann man davon ausgehen, dass das, was aus jemandem herauskommt, auch in einem drin ist. Oder andersherum, um es mit dem bekannten Zitat von E.M. Forster auszudrücken: »How can I tell what I think till I see what I say?« (Forster 2002 [1927]: 71).

Was wir sagen, bestimmt mit, wie wir über etwas oder jemanden denken. Bereits Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die Idee einer weitreichenden Verbindung zwischen Sprache und Denken in der Linguistik populär. Damals postulierten Benjamin Lee Whorf und Edward Sapir die Theorie der *linguistischen Relativität*, welche auch als *Sapir-Whorf-Hypothese* bekannt ist (Whorf 1997; Kay & Kempton 1984). Die Kernaussage dieser Theorie ist, dass Sprache das Denken beeinflusst oder – in der radikalen Auslegung der Theorie – Sprache das Denken sogar determiniert. In Anlehnung an diese Theorie wage ich zu behaupten, dass unsere Sprache unsere Realität mitkonstruiert. Bezeichnenderweise ist der Begriff *race* – wir würden auf Deutsch wohl ›Ethnie‹ dazu sagen – selbst ein soziales und diskursives Konstrukt, also letzten Endes durch Sprache (mit)geprägt. Die Einteilung von Menschen in *races* (*racialization*) entbehrt jeglicher biologischen Grundlage, auch wenn in dieser Debatte ›biologische‹ Argumente durchaus angeführt werden. Obwohl die Idee, Menschen in *races* einzuteilen, also nicht biologisch fundiert, sondern rein sprachlich konstruiert ist, macht sie etwas; sie wirkt und hat sichtbare und spürbare Auswirkungen auf uns: Durch die Schaffung von imaginären *races* entsteht der Glaube, dass es klar abgrenzbare Gruppen von Menschen gebe, die sich voneinander unterscheiden, und dass diese Unterschiede unüberwindbar und naturgegeben seien. Bei der Einteilung von Menschen in *races* schwingt immer auch eine Wertung mit. Die resultierenden Kategorien sind nicht neutral, sondern die einen verstehen sich als den anderen überlegen, was sich in einer systematischen Diskriminierung der als unterlegen betrachteten Gruppen auswirkt. Der Glaube an eine Art ›natürliche‹ Überlegenheit der einen Gruppe rechtfertigt die Diskriminierung der anderen Gruppen (vgl. Dieck i.d.Bd.).

Tatsächlich ist der Rassebegriff aus dem Bedarf heraus entstanden, die Unterdrückung und Beherrschung anderer Menschen zu rechtfertigen. In der Kolonialzeit war der Rassebegriff eine willkommene Legitimation für die Kolonialherren, Macht über die kolonialisierten Gebiete auszuüben, da sie dadurch deren Bewohner*innen entmenschlichen konnten. Auch das in

einer nicht immer offenkundig feindseligen Art und Weise, nein, vielmehr spielten sich die Kolonialmächte nicht selten als Beschützerinnen ihrer Kolonien auf. Sie müssten für die Bewohner*innen der Kolonien bestimmen, denn diese seien ja kognitiv minderbemittelt und wüssten ja nicht, was gut für sie sei. Erst durch die Kolonialisierung würden die ›armen Wilden‹ endlich ›zivilisiert‹. ›Gern geschehen, Wilde.‹ Um die Kolonien zu unterwerfen und ihnen gleichberechtigten Zugang zu wirtschaftlichem Erfolg der Kolonialmächte zu verwehren, wurden auch sprachpolitische Maßnahmen getroffen. So wurden beispielsweise die Bewohner*innen in ihrer eigenen Sprache unterrichtet und ihnen die Sprache der Kolonialmächte vorenthalten, die ihnen Zugang zu höherer Bildung ermöglicht hätte (siehe hierzu Meeuwis 2011). Somit wurde Sprache auch als Objekt instrumentalisiert, um gezielt Ungleichheiten zwischen den Kolonialmächten und den Kolonialiserten beizubehalten.

Die Kolonien sind zwar glücklicherweise größtenteils, wenn auch nicht überall, Geschichte. Im Jahre 2020, ebenfalls angeregt durch die *Black Lives Matter-Bewegung* (in der Folge *BLM*) fallen in zahlreichen großen Städten (ehemaliger) Kolonialmächte die Denkmäler der Schlüsselfiguren der Kolonialzeit, die durch ihre Gräueltaten zweifelhaften Ruhm erlangt haben. Allerdings wirkt sich die *racialization* auch in postkolonialen Zeiten mehr als deutlich auf das Leben der so kategorisierten Menschen aus. Immer noch werden Menschen aufgrund ihrer Einordnung in eine bestimmte Gruppe Opfer von Rassismus.

In den schlimmsten Fällen äußert sich Rassismus in Krieg, Genozid, oder physischer und psychischer Gewalt gegen Einzelpersonen. In den weniger drastischen, aber nicht weniger ernst zu nehmenden Fällen äußert er sich in Klischees und Stereotypen. Mitunter werden von Menschen bestimmte (negative) Charakterzüge oder Verhaltensweisen allein aufgrund ihrer Einordnung in eine bestimmte Gruppe erwartet. Als ein weit verbreitetes Symptom von gesellschaftlichem Rassismus und als ein ›Überbleibsel‹ der Kolonialzeit sind auch die Namensgebungen manch öffentlicher Plätze, Geschäfte oder Produkte anzusehen, sowie die Abbildungen und Symbole, mit denen diese beworben werden. Anlässlich der *BLM*-Proteste ist auch in Österreich die Diskussion um rassistische Straßen-, Geschäfts- oder Produktnamen wieder entfacht. Beispielsweise wurde dem ›Meinl-Mohr‹, dem Logo des gleichnamigen österreichischen Kaffeeunternehmens, schon vor geraumer Zeit ein weißer Anstrich verpasst (!!!). Seit 2004 wird das Logo in roter Farbe auf weißem Hintergrund, seltener auch in weißer Farbe auf

rotem Hintergrund abgebildet. In so manchem österreichischen Wirtshaus kann man Rassismus sogar essen. Siehe ›*Mohr im Hemd*‹, ›*Zigeunerschnitzel*‹ oder dergleichen. Vor Kurzem wurde außerdem über die ›*Mohrenapotheke*‹ in der Wiener Innenstadt berichtet, die ihren Namen zukünftig ändern wird (vgl. derStandard 2020). Auf der Homepage der Apotheke wird argumentiert, dass die Bezeichnung ›*Mohren-*‹ wertschätzend gegenüber Heilkundigen und der Medizin aus Afrika und dem Orient gemeint sei, aber dass man sich der verletzenden Wirkung des Wortes bewusst sei (vgl. Mohren Apotheke 2020). Wie aber soll man Menschen begegnen, die darauf beharren, dass das Wort ›*Mohr*‹ keine abfällige Bedeutung habe? Eine Recherche des Wortes »*Mohr_in*« im Nachschlagewerk *Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache* (Arndt & Hamann 2015: 649) liefert ein paar konträre Hinweise: Ursprünglich bezeichnete ›*Mohr*‹ einen Bewohner* Mauretaniens – alle schwarzen Menschen derart zu bezeichnen, ist also schlichtweg faktisch inkorrekt. Im Altgriechischen bedeutet *morós* ›stumpf, töricht, dumm‹. Na, da haben wir es ja schon: Davon, dass das Wort keine abfällige Bedeutung habe, kann hier keine Rede sein. Im deutschsprachigen Raum wurde *mor* auch synonym für den Teufel verwendet, der üblicherweise mit schwarzer Hautfarbe dargestellt wurde. Zufall? Ich glaube nicht. Das Argument, dass ›*Mohr*‹ keine abfällige Bedeutung habe, gerät hierdurch weiter ins Wanken.

Aber auch, was nicht bedeutungsinhärent negativ oder abfällig, vielleicht auf den ersten Blick sogar gut gemeint ist, kann tiefgreifend rassistisch sein. So war in der Kolonialzeit auch die Rede von ›*edlen Mohren*‹ oder ›*Hofmohren*‹, also Menschen mit dunkler Hautfarbe, die zur Unterhaltung der Adligen und Reichen von Afrika oder Amerika an die europäischen Höfe gebracht wurden. Es galt als edel, ›sich einen Mohren zu halten‹ und ihm wie einer Puppe schöne Kleider anzuziehen. Als prominentes Beispiel ist hier Angelo Soliman zu nennen, der ›*Hofmohr*‹, dessen Körper nach seinem Tod sogar präpariert und ausgestopft wurde. Selbst nachdem man mit ›*Mohr*‹ also nicht mehr den Teufel oder einen ›stumpfsinnigen‹ Menschen bezeichnete, war es nach wie vor eine Bezeichnung für Menschen, die man als minderwertig betrachtete, als exotische Kuriosität, die man sich wie ein Haustier halten konnte. Es geht also nicht nur darum, was ein Wort bedeutet, sondern auch darum, in welchem Kontext es verwendet wurde, welche Geschichte hinter diesem Begriff steckt und mit ihm verknüpft ist und welche Gedanken und Bilder dieses Wort hervorruft. Das ist der Grund, warum diese kolonialen Begriffe und Bezeichnungen abgeschafft werden

sollten. Mit den Bezeichnungen, die aus der Kolonialzeit stammen, wird dieser Zeit und ihren Praktiken ein Denkmal gesetzt, genauso wie mit den Statuen der Kolonialherren diesen Herren ein Denkmal gesetzt wurde. Nun werden diese Denkmäler nach und nach gestürzt, von jenen Menschen, die sie für falsch halten, aus Überzeugung, dass durch sie die Kolonialzeit fortgesetzt wird. Auf dieselbe Art sollten neben den steinernen Denkmälern auch die sprachlichen Denkmäler gestürzt werden.

Gerade diese scheinbar ›milden‹ Formen des Rassismus, die über die Sprache transportiert werden, sind schwer zu bekämpfen, da vielen Menschen nicht klar zu sein scheint, welche Macht Sprache besitzt. Dabei ist die Bekämpfung rassistischer Gewalttaten bis hin zu Mord bereits schwierig genug. Häufig haben rassistisch motivierte Morde nicht einmal rechtliche Konsequenzen für die Täter*innen, was auch einer der Gründe für die Massenproteste rund um *BLM* ist. Wenn selbst bei rassistischen Verbrechen eine konsequente Strafverfolgung oft ausbleibt, kann man sich ausmalen, wie schwierig es sein muss, sich gegen ›milden‹ Rassismus in sprachlicher Form zu wehren. Bei diesem stößt man mit Unmutsäußerungen tatsächlich oft auf Unverständnis. Oma ist beleidigt, wenn man sie höflich bittet, doch nicht mehr das N-Wort zu verwenden. Man wird als übermäßig politisch korrekte ›Sprachpolizei‹ belächelt. Oder die Bitte um etwas mehr sprachliche Sensibilität wird *ad absurdum* geführt und so ins Lächerliche gezogen: »Aha, also statt Mohr im Hemd sagen wir jetzt Afroamerikaner in feiner Kleidung.«

Eine offene Frage bleibt, warum manche Menschen so an diesen Begriffen festhalten. Warum ist es ihnen so wichtig, diese Worte weiterhin zu benutzen, auch wenn sie wissen, dass manche Menschen diese abwertend und verletzend finden? Tut es irgendjemandem weh, einfach nicht mehr ›Mohr‹ oder das N-Wort zu sagen oder sich den rassistischen Witz zu verkneifen? Anderen tut es nämlich weh, wenn sie so etwas hören. Sind deren Gefühle weniger wert als die eigenen? Auch wenn sie sich nichts dabei denken, können sie nicht einfach akzeptieren, dass andere dieses Wort als verletzend empfinden und darauf Rücksicht nehmen?

In der Psychologie finden sich zwei mögliche Erklärungen dafür, warum das so schwierig ist. Nach der *Theorie der kognitiven Dissonanz* (vgl. Festinger 1957) wollen Menschen sich nach Möglichkeit im Einklang mit ihren Überzeugungen und Werthaltungen verhalten. Passen Verhalten und Überzeugungen nicht zusammen, erzeugt das kognitive Dissonanz, die als unangenehm empfunden wird und daher aufgelöst werden muss. Wenn ich

mir zum Beispiel eingestehe, dass ein Wort, das ich benutze, rassistisch ist, würde das ja bedeuten, dass ich eine Rassistin bin, was in unserer Gesellschaft im Allgemeinen negativ konnotiert ist. Wenn ich nun aber der festen Überzeugung bin, keine Rassistin zu sein, passt das nicht zusammen. Daher kann das Wort auch nicht rassistisch sein. Wenn man anerkennt, dass ein gewisser Ausdruck, den man verwendet hat, falsch ist, müsste man sich eingestehen, dass man sich lange Zeit falsch verhalten hat. Das ist psychologisch sehr schmerzhaft, daher ändert man lieber seine Überzeugungen und passt sie den eigenen Taten und Äußerungen an. Ich schiebe die Schuld auf die anderen, »die sollen nicht so empfindlich sein«. Allerdings laufen diese Prozesse unbewusst und automatisch ab, wodurch man sie nur schwer reflektieren und korrigieren kann. Das zu erkennen, sich einzugestehen, dass man sich falsch verhalten hat und bereit zu sein, sein Verhalten zu ändern, ist demnach sehr schwer und erfordert sehr viel Stärke.

Ein anderer Grund könnte sein, dass Menschen sich durch die Kritik an ihrer Ausdrucksweise in ihrer persönlichen Freiheit eingeschränkt fühlen. In der Psychologie spricht man dann von *Reaktanz* (vgl. Brehm 1966): Das ist das »Jetzt erst recht«-Gefühl, wenn man etwas nicht haben kann oder nicht tun darf und es dadurch umso verlockender erscheint. Vielleicht ist es den Leuten eigentlich egal, ob sie »*Mohr*« sagen, aber sobald jemand kommt und es ihnen verbietet, fühlen sie sich in ihrer persönlichen Freiheit bedroht und versuchen, diese wiederherzustellen, indem sie darauf beharren. Schulmeisterndes »Das sagt man nicht« kommt wohl deshalb bei vielen nicht an. Darüber hinaus lässt sich niemand gern belehren, niemand lässt sich gern ausbessern. Kritik an der eigenen Ausdrucksweise ist unglaublich persönlich und kann sehr schnell als sehr kränkend empfunden werden.

Wie also kann man Rassismus in der Sprache begegnen? Vielleicht nicht belehren, sondern nachfragen: Warum verwendest du dieses Wort, was glaubst du, woher es kommt, was glaubst du, bedeutet es für die Menschen, die du damit bezeichnest? Auch das ist allerdings oft wenig zielführend, weil natürlich meinen sie es ja nicht böse und »ja, natürlich, das sagen wir ja nur unter uns, vor »denen« würd' ich das ja nicht sagen«. Dann versuche ich es gerne doch mit Erklären: »Aber Sprache macht auch etwas mit dem Denken, es zählt also auch, wie wir »unter uns« sprechen, weil »die« erst durch die Sprache geschaffen wurden«. Da steigen viele aus. Bei einigen wenigen kann man vielleicht wirklich ein Aha-Erlebnis erzielen: »So hab' ich das ja noch gar nicht gesehen.« Oft ist die beste Methode, gar nicht viel zu sagen, sondern einfach mit gutem Beispiel voranzugehen, indem man selbst auf

seine Ausdrucksweise achtet. Natürlich gibt es Grenzen des Tolerierbaren, manche Aussagen müssen klar als Rassismus benannt und entschieden zurückgewiesen werden, ohne Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Sprecher*in. Andernfalls haben die Aussagen eher den Effekt, die Sprecher*in auf gewisse (negative) Art und Weise zu positionieren. Ich gebe zu, Menschen mit einem gewissen Wortschatz sind bei mir schnell abgestempelt und auch das ist wahrscheinlich nicht immer gerechtfertigt. Denn wie bereits erwähnt, erfordert es viel Stärke, sich sprachliche Entgleisungen einzugestehen. Daher sollten wir im Gespräch bleiben und den Menschen auch zugestehen, ihre Aussagen zu überdenken und ihre Meinung sowie ihr Verhalten zu ändern. Aber manchmal, wenn mich jemand fragt, »Darf man das noch sagen?«, dann antworte ich nur mehr »Man darf grundsätzlich alles sagen«. Und füge hinzu, »Aber es kann sein, dass man dann halt als Rassist*in dasteht.«

Literatur

- Arndt, Susan & Ulrike Hamann. 2015. *Mohr_in*. In Susan Arndt & Nadja Ofuatey-Alazard (Hrsg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache: Ein kritisches Nachschlagewerk*, 649–652. Münster: Unrast-Verlag.
- Brehm, Jack W. 1966. *A theory of psychological reactance*. Oxford: Academic Press.
- derStandard. 2020. Wiener Mohren-Apotheke will ihren Namen ändern. *derStandard.at* (26. Juni). <https://apps.derstandard.at/privacywall/story/2000118338295/wiener-mohren-apotheke-will-den-namen-aendern> (Abruf 20. November 2020).
- Festinger, Leon. 1957. *A Theory of Cognitive Dissonance*. Stanford: Stanford University Press.
- Forster, Edward Morgan. 2002 [1927]. *Aspects of the novel*, 1st electronic edn. New York: RosettaBooks. https://www.academia.edu/9745138/Aspects_of_the_novel_written_by_E_M_forster (Abruf 27. November 2020).
- Kay, Paul & Willett Kempton. 1984. What is the Sapir-Whorf hypothesis? *American Anthropologist* 86(1). 65–79.
- Meeuwis, Michael. 2011. Bilingual inequality: Linguistic rights and disenfranchisement in late Belgian colonization. *Journal of Pragmatics* 43(5). 1279–1287.
- Mohren Apotheke. 2020. Anmerkung zum Mohren. <https://mohrenapo.at/> (Abruf 14. November 2020).
- Whorf, Benjamin Lee. 1997. The relation of habitual thought and behavior to language. In Nikolas Coupland & Adam Jaworski (Hrsg.), *Sociolinguistics*, 443–463. London: Palgrave.